

Björn Hayer

Melancholie und Hoffnung



Tectum

Essays zu Gesellschaft und Kultur

Björn Hayer

**Melancholie und Hoffnung –
Essays zu Gesellschaft
und Kultur**

Björn Hayer

**Melancholie und Hoffnung –
Essays zu Gesellschaft und Kultur**

Tectum Verlag

Für Lothar und Gabriela

Björn Hayer

Melancholie und Hoffnung – Essays zu Gesellschaft und Kultur

© Tectum – ein Verlag in der Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 2017

ISBN: 978-3-8288-6661-4

(Dieser Titel ist zugleich als gedrucktes Buch unter
der ISBN 978-3-8288-3915-1 im Tectum Verlag erschienen.)

Bildnachweis für Umschlagabbildung: Dominik Schmitt, „könig“, 2016,
Öl & Acryl auf Leinwand, 60 x 50 cm

Alle Rechte vorbehalten

Besuchen Sie uns im Internet

www.tectum-verlag.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Angaben sind
im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Inhalt

Melancholie und Hoffnung S. 7

Krisen und Kritik

Die Skandalgesellschaft	S. 11
Die Gewalt der Transparenz	S. 15
Im Fieber der Perfektion	S. 19
Die ewige Schönheit	S. 23
Der Tod der Fotografie?	S. 26
Aus dem Inneren der Projektgesellschaft	S. 29
Die Schattenwesen der Konsumparadiese	S. 32
Das große Fressen	S. 36
Das Andere Europas	S. 38
Der Triumph des Pragmatismus	S. 40
Utopia in weiter Ferne?	S. 44
Die fremden Horizonte	S. 48
Alles nur Theater!?	S. 52
Die Agonie der Kultur	S. 56
Zeiten ohne Kompass?	S. 60
Das private Glück	S. 63

Signaturen und Symptome

Die Abgründe der Netzgesellschaft	S. 67
Im Netz der Worte	S. 70
In Gottes Mülleimer	S. 72
Im Schlachtfeld der Kamera	S. 75
Amerika, deine Träume!	S. 78
Eine Weltnation im Rausch	S. 81
Die Untiefen: Realität	S. 83
Das Geld, das uns verschlingt	S. 86
Schwundstufen	S. 89
Strauchelnde Weltverbesserer	S. 91
Das Defizit Mann	S. 94
Männerbünde in der Anarchie	S. 97
Das private Glück	S. 99
Auf immer aus der Zeit gefallen?	S. 102
Das Kino der Verfehlten	S. 104
Hermes' urbane Söhne	S. 108
Auf den Geschmack gekommen	S. 112
Die Kunst im Frondienst	S. 116

Utopien und Umbrüchen

Saturns neue Kinder	S. 121
Dürfen wir uns wieder wundern?	S. 125
Poesien der Verwandlung	S. 131
Die manieristische Löwendompteurin	S. 133
Schönheit in ewigen Worten	S. 137
Die neuen Schöpfer	S. 139
Die Inseln der Heimat	S. 143
Die literarischen Atlanten	S. 145
Die Reife im Leiden	S. 147

Liebeserklärungen

Verpasst nicht die Sternstunden!	S. 153
Die Eisheilige der Liebenden	S. 157
Der unbezwingbare David	S. 160
Der Großmeister des Skandals	S. 164
Ein Wächter der Demokratie	S. 168
Die finstere Gegenwart des Josef K.	S. 170
Die Dantische Utopie	S. 173
Erlöserkult und Dekadenz	S. 176
Experiment mit Maß und Mitte	S. 178
Die Atome der Macht	S. 181
Poetin aus Haltung	S. 183
Im Zirkus des jungen Wiens	S. 186
Das Erleuchten der Nacht	S. 188
Komm zu uns, Muse Melancholia!	S. 190

Melancholie und Hoffnung

Die Komplexität der heutigen Lebenswirklichkeit und Kultur erfassen zu wollen, erfordert eine gewisse Vermessenheit, die meinen Essays der letzten Jahre durchaus eigen ist. Immer aus dem Vollen schöpfend, auf das Große und Ganze gerichtet, vollmundig in ihrem Auftreten, zutiefst ehrlich und stets angreifbar. So könnte man vielleicht am treffendsten ihren Charakter beschreiben. Sie zielen in alle Richtungen. Würde es genügen, unsere Welt einfach nur horizontal zu kartographieren, wäre alle Philosophie, Literatur und Kunst, ja, die Kreativität, obsolet. Was den Leser und Träumer, den Schwärmer und Interpreten inspiriert, ist die Vertikale: Das Denken, das es nur im Augenblick gibt, weil es schon im nächsten über sich hinausgegangen ist. Ein Bewusstsein in unstillbarer Übersteigerung. Es kennt die kleinen Dinge des Daseins und will sie ordnen, sie im Bild von Nietzsches Adler und Schlange von unten und oben beschauen, um aus der Vielzahl der Perspektiven dem Kern des Wahren näher zu kommen. Dieses Sehen beruht auf einem Essayismus als Lebensform, die dialektische Wechselwirkungen und Spannungen nicht vermeidet, sondern bewusst anstrebt.

Die Widersprüche aushalten – darin besteht für mich die Kunst, das Horizontale mit dem Vertikalen zu verbinden. Das Dazwischen ist kein statischer Ort. Vermisst man die Welt im Kopf, so wohnt dem Raum eine nie fixierbare Bewegung inne. Die Topografie ist ständig im Werden, sie dehnt sich aus oder schrumpft zusammen – manchmal gar beides paradoxerweise zur selben Zeit. Da die Gipfelpunkte und Abgründe einer ruhelosen Tektonik weit auseinander liegen können, umfassen die hier versammelten Texte, die im weitesten Sinne versuchen, Tendenzen innerhalb der Gegenwartskultur offen zu legen, ein Spektrum zwischen nüchterner Diagnose und feierlichem Aufbruch, Skepsis und Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Der Bewusstseinszustand, aus dem heraus diese Betrachtungen entstanden sind, ist jener der Kritik. Er sensibilisiert für die polyvalenten Darstellungssysteme von Literatur und Film. Was ich wahrnehme, sind auf der einen Seite Krisenerscheinungen, Möglichkeitsperspektiven auf der anderen. Die Wachsamkeit schließt Pessimismus und Utopie gleichermaßen ein.

Die Texte im ersten Überkapitel „Signaturen und Symptome“ gehen Zeichen und Spuren nach, die tiefere Gründe verbergen. Sie üben sich im Durchbohren und Aufdecken einzelner Schichten. Man sollte keine bisher noch nie gesehenen Funde erwarten. Sicher bin ich mir hingegen, dass sich manche Mosaiksteinchen finden lassen, die – zusammengesetzt – ein vielsagendes Bild mit Rissen und Furchen ergeben. Reflexionen über ein Kino der Vampire, Esskulturen, Drogen und Kriege schließen sich an Beobachtungen zur aktuellen Fernsehkultur oder Inszenierungen des Cyberspace oder der Unterschicht in der

Gegenwartsliteratur an. Mögen sich die Fokusse im Einzelnen sehr unterscheiden, ist all diesen Essays der Befund gemein, dass sich feste Kategorien aufweichen und Übergangszonen an Aufmerksamkeit gewinnen. Es ist die Rede von – um im Bild zu bleiben – den filigranen Zwischenräumen inmitten größerer Schichten. Mich treibt die Freude eines Schatzsuchers an, der die Welt des Films und der Literatur durchkämmt und durchsucht. Was er findet, trägt er zusammen. Und dann ergibt sich zwar ein viskoses, aber durchaus sichtbares Terrain, das Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vereint. Zumindest als Denkkontinuum. Vergangenheit, weil wir aus den Funden lesen, woher wir kommen; Zukunft, weil wir daraus Prognosen ableiten. Gestern und morgen hängen nicht zuletzt in Ernst Blochs Philosophie, der geistigen Mutter der Utopie als intentionaler Bewegung, eng miteinander zusammen. Wie der Autor von „Das Prinzip Hoffnung“ mehrfach in seinem Werk betont, kann es keine Utopie ohne Erinnerung, kein Novum ohne Vorheriges bzw. Unabgeholtenes geben. Dieser Geist liegt all meinen Suchbewegungen zugrunde. Sie tauchen in die Finsternis ein und hoffen auf ein Leuchten.

Deshalb bedarf es im ersten Kapitel zunächst der Kulturkritik, bevor wir uns dem Möglichen zuwenden. Erst die Diagnose, dann die Therapie. Mit „Utopien und Umbrüche“ begeben sich die Gedanken an die Grenze dessen, was zuvor ausfindig gemacht wurde. Wir sind am faktischen Ende der Karte angelangt und wollen weiter, was ohne Zweifel mehr als vermessen ist. Dieser Übermut ist jedoch notwendig und derzeit im Herzen der Literatur beheimatet. Wo hingegen jede Welterklärungs- und Weltüberwindungsphilosophie inzwischen unter Ideologieverdacht steht, vermag der literarische Sprachstrom schon an sich das Denkbare, aber noch nicht Gegenwärtige anzudeuten. Um es erneut mit Bloch zu sagen: Es „gärt“ in der Gegenwartsliteratur. Ein Geist der Erneuerung wird spürbar und scheint das Gespenst des „Anything goes“ abzulösen. Realitätsbrüche und die Begeisterung für das Mirakulöse kennzeichnen eine Literatur, die sich etwas traut und eben keineswegs, wie es Maxim Biller zuletzt konstataren zu können glaubte, in Langeweile zu ersticken droht. Nein, wir erleben die Renaissance von Magie und Fiktion, Symbolkraft und einem erfrischenden Spiel mit Mythos und Tradition. Das Wundern bestimmt einen Rezeptionsmodus, der gerade dem Außergewöhnlichen zugeneigt ist und dem politischen Credo der Alternativlosigkeit doch die Aussicht auf das Andere eröffnet. Mit Verweis auf Robert Musil könnte man vom Möglichkeitssinn sprechen, den es schlichtweg geben muss, weil er den Wirklichkeitssinn überhaupt erst komplementiert.

Über die Welt etwas auszusagen, bedeutet meines Erachtens auch, nicht an deren materieller Gestalt zu verharren. Sie schließt das noch Unreife oder bislang kaum Sichtbare ein. Genau dies scheint mir die Aufgabe von Literatur, Film und Kunst zu sein: das utopische Moment, das noch im Werden Befindliche, einzufangen. Sie sind die Heimstätten der Zukunft, die sich aus der Melancholie und Hoffnung heraus entwickelt.

Den letzten Teil dieses Bandes bilden Liebeserklärungen. Wovon ich erzähle, ist die unbedingte Hingabe an Marguerite Duras, die Bewunderung für Orson Welles, die Faszination ob der Welthaltigkeit eines Dante Aligheris und Franz Kafkas, die Intensität und Provokationslust eines Lars von Trier oder die Verbeugung vor den Gedankengebäuden eines Michel Foucault. Obgleich ich nicht allen Motive des Transzendenten oder Utopischen unterschiebe, loten sie stets das Andere und Fremde als Möglichkeitskategorien aus. Ob Foucaults Diskursanalyse, die versteckte Gründe demaskiert, oder Kafkas Suche nach einem weltlichen Gesetz, das in jedem Buchstaben zugleich das Streben nach Metaphysik offenbart – nichts ist diesen Autoren und Denkern so fern wie eben das Nichts. Selbst Duras, diese lakonische Beschwörerin der Unmöglichkeit der Liebe, lässt die Vorstellung von etwas Hintersinnigem und Überzeitlichem im Kontrast zu Niedergang und Dekadenz deutlich werden. Und wie sagt doch Jeanne Moreau in ihrer Verkörperung der Grande Dames des französischen Nouveau Roman in Josée Dayans meisterhaftem Biopic „Diese Liebe“ einmal: „Alle meine Bücher sprechen von Gott, doch das fällt keinem auf.“

Hinter den Essays steht somit ein fester Glaube – nämlich an die Überzeitlichkeit und Grundsätzlichkeit der menschlichen Schöpfungen. Sie wirken dort besonders, wo sie sich entziehen, wo sie unnahbar, fremd oder schwer verständlich werden. Ich habe etwas übrig für Widerstände und Konflikte. Auch ihnen, verehrte Leserin und verehrter Leser, wird mit diesen Texten einiges zugemutet. Manchmal schäumt es bilderreich aus mir hervor, ein andermal schlage ich zarte Töne an. Doch wo sich Existenz so uneingeschränkt umtreiben kann wie im Schreiben, gibt es manchmal keine Mitte, sondern nur Extreme, die zum Ausreizen einladen, die sowohl blumige wie auch feurige Worte hervorrufen. Daher sollte man sich von diesen Reflexionen keine Wahrheiten erhoffen – erst recht keine unangefochtenen. Sie basieren auf Sichtweisen, die Sinn und Wesen der Dinge immer als Plural begreifen.

Krisen und Kritik

Die Skandalgesellschaft

Derber, härter, grotesker: Die Maschinerie der Empörung braucht Opfer, um ihre Leere zu kaschieren

Die spätmoderne Gesellschaft nährt sich vom Skandal. Kaum eine Woche vergeht, ohne dass Boulevardblätter und soziale Netzwerke nicht neue Eklats ans Tageslicht bringen. Statt politische Visionen in der Zivilgesellschaft aktiv zu entwickeln, hat sich in den letzten Jahrzehnten im Zuge der Ausdifferenzierung der Medienlandschaft ein Klima des permanenten Reagierens von allen Seiten entwickelt. Der Leser und Nachrichtenzuschauer ist zum passiven Informationskonsumenten geriet, dessen Hirn indes auf ständige neue Aufreger gepolt ist. Gleiches gilt für die Produzentenseite, wo der zunehmende Konkurrenzdruck unter den Bewerbern im Fernseh- und Printsegment verzweifelte Suchbewegungen nach immer drastischeren Skandalen erzwingt. Doch wie erklärt sich dieser stets brutaler und hemmungsloser werdende Kreislauf?

Dass möglicherweise schon im Menschen an sich eine gewisse Lust an Erregung und – wie man neudeutsch nun so intelligent zu sagen weiß – am „Fremdschämen“ angelegt sein könnte, mag sein. Doch vor allem die Herausbildung der allseits präsenten, audiovisuellen Medien veränderte in den letzten Dekaden auf einschneidende Weise das Blickdispositiv sowie die Schaulust der Mediennutzer. Weder der Text noch Bild und Ton allein erzeugen nur annähernd dieselbe emotionale Wirkung wie alle drei Komponenten gemeinsam. Erst die Mixturen, allen voran filmische Formate, bereiten einer Gesellschaft des Voyeurismus den Weg und geben das Gefühl, bei allen Ereignissen unmittelbar nah am Geschehen zu sein. Indem das Skandalon – ob in Debatten über Steuerrückzieher, Datenmissbrauch oder moralische Tiefbohrungen im Dschungelcamp – dadurch zur leicht bekömmlichen Ware erklärt wurde, dürfte zwar zunächst das Bedürfnis der breiten Bevölkerung mit altrömischen Mitteln aus Brot und Spielen befriedigt worden sein. Doch wer einmal Lunte gerochen hat, will mehr.

So gerät die immer weiter gesättigte Skandalgesellschaft in einen Leerlauf. Wo hingegen das eigentliche Ziel von Aufmerksamkeitserzeugung schon seit jeher darin besteht, die Wertegrundlage einer Gesellschaft entweder zu bestätigen oder gegebenenfalls auch zu überdenken, versinken die Eklats der Gegenwart in der Bedeutungslosigkeit. Auf kurze neuralgische Reizungen beim schaulustigen Infotainment-Konsumenten folgen Apathie und Vergessenheit. Um dem entgegenzuwirken, fährt die Adornosche Kulturindustrie immer härtere Geschütze

auf. Die Intervalle der Erregungen schrumpfen, die Härte der Bilder nimmt zu, um Einschaltquoten, Klicks oder Auflagenzahlen zumindest konstant zu halten. Die wirtschaftliche Ressource „Skandal“ führt somit zum moralischen Ausverkauf, bis am Ende alle Hemmschwellen gefallen sind. Doch was kommt danach?

Dass die sittliche Empörung auf die Moden des Zeitgeistes kaum ein nachhallendes Echo in den Weiten unserer multimedialen Kanäle findet, zeigt eindrucksvoll die Krise von Institutionen wie Parteien und Gewerkschaften. Während diese unter schwindenden Mitgliederzahlen um ihre Legitimität ringen müssen, gewinnt vor allem der personalisierte Skandal immer mehr an Strahlkraft. Desse Fähigkeit, die Aufmerksamkeit der Menschen zu gewinnen, erweckt geradezu den Eindruck, als würde das Skandalon indes eine quasireligiöse Position in der Gesellschaft einnehmen. Offenbar scheint ihm dabei eine Ritualität innewohnen, die durchaus auf Opfermythen verschiedener Kulturkreise verweist. Denn was passiert, wenn, wie vor nicht allzu langer Zeit, eine moralische Figur wie Alice Schwarzer im Zusammenhang mit Steuerhinterziehungen von einem nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung frohlockend und unter Häme in den Orkus gestürzt wird? Wahrscheinlich mag ein ähnlicher Mechanismus am Werk sein, wenn wir das nachmittägliche Skandalprogramm im sogenannten „Unterschichten-TV“ konsumieren. Diese Formate halten uns im Besonderen dazu an, uns über ethische Verwerfungen der Protagonisten, die von überdachten Kindesschwangerschaften bis hin zu Vergewaltigungen und anderen Verbrechen reichen, zu erheben. Der Reflex bei der Zurschaustellung von Prominenten ist derselbe. Ob Schwarzer, Hoeneß oder anonyme Irrläufer im Fernsehen – der Zuschauer opfert öffentliche Figuren, um sich seiner eigenen Integrität gewahr zu werden.

Und zwar in zweierlei Hinsicht: Zum einen in Gestalt einer heimlichen Identifikation mit dem Skandalopfer. So sollen in Fragen des manchem noch immer als Kavaliersdelikt und Volkssport geltenden Steuerbetrugs beispielsweise die in den Zeitungen geschlachteten Sündenböcke die kollektive Schuld jener auf sich nehmen, die gern dasselbe tun würden, es aber nicht können. Zum zweiten kann der Zuschauer eine Bestärkung verspüren, weil er sich ganz offensichtlich gegen vom Weg abgekommene Subjekte abgrenzen kann. Dass die Causa Sebastian Edathy beispielsweise ein derartiges Aufmerksamkeitsgebaren erfuhr, ist der Tatsache geschuldet, dass sich der Zuschauer durch die Empörung über den SPD-Politiker und seine möglichen pädophilen Neigungen selbst moralisch aufzuwerten vermochte.

Die medienbetriebene Empörungsmaschinerie der Gegenwart soll uns von der eigenen Negativität befreien, soll durch das Opfer ausgewählter Sünder einen kathartischen Effekt bedingen. Nichtsdestoweniger scheint die Gesellschaft mit dieser Praxis im Ganzen keineswegs klüger, reifer oder tugendhafter zu werden.

Denn die erhoffte Reinigung gleicht nicht jener, die optimalerweise dem Besucher der griechischen Tragödie zuteilwird. Zwar mag auch diesen Urtypus des Schaulustigen ein Erlaben am Untergang anderer fesseln; der Zweck ist jedoch, schenkt man Aristoteles' Dramentheorie Glauben, ein anderer gewesen. Indem das Publikum das Leiden des Helden aktiv miterlebt und dessen schicksalshafte Katastrophe innerlich nachvollzieht, verlässt es das Theater geläutert. Der Zuschauer der Tragödie soll durch das internalisierende Sehen ein besserer Mensch werden. Statt Abgrenzung, begleitet von Spott und Scheinheiligkeit, wie die aktuelle Skandalgesellschaft Wertestabilisierung zu erzeugen sucht, wirbt man hierin um das Gegenteil. Der Mensch muss sich gerade auf die Verfehlung gänzlich einlassen und sie im besten Falle noch seelisch mittragen.

Im Programm der griechischen Tragödie lässt sich indes ein zutiefst christlicher Grundgedanke identifizieren: Leiden wird erträglich, wenn es gemeinsam erlebt und getragen wird. Dies dient jedoch keinem dämonischen Voyeurismus. Vielmehr gehen die Gläubigen wie auch der (zumindest aristotelisch gepolte) Zuschauer der antiken Tragödien als geläuterte Subjekte aus künstlerischen und religiösen Identifikations-Prozessen hervor. Beiden wohnt jene Katharsis inne, die uns all der Verwerfungen, Widrigkeiten und Aufschürfungen der alltäglichen Existenz enthebt.

Doch wo derlei nötige Rituale verloren gehen, sucht die schwache Seele nach Ersatz. Vor allem die Verlockungen der Bilderwelten gaukeln ein breites Sortiment an „Sinnangeboten“ vor. Als heiße Ware, geradezu als ein Dauerbrenner im Sortiment des digitalen Schlaraffenlands wird das Skandalon gehandelt. In einer Zeit, in der die Masse nichts mehr von innerer religiöser Erhebung (und Erleichterung) weiß, determinieren uns TV und Netz auf Empörung und Erregung. Wer sich über die Fehler anderer stellt, glaubt sich damit seiner moralischen Insel sicher, wird jedoch nur durch den eigenen Spott und Hohn betrogen. Fest steht: Die heutige Skandalgesellschaft bringt weder neue Werte noch neue Menschen hervor. Ihre Rituale der sich stets selbst inflationierenden Erregungszirkulationen berauben uns unserer Integrität und Sicherheit.

Bedenklich ist, dass die heutigen Medienekts nicht nur zur Droge einer ansonsten von Überbelastung wie Ermüdung gleichermaßen gezeichneten Gemeinschaft geworden sind, sondern ebenfalls den Stellenwert einer Religion eingenommen haben. Statt Messen, Theater und Parlamentsdebatten zu besuchen, sind Talkshows und nahezu regellose Shit-Storm-Chats zu jenen Foren herangereift, wo vermeintlich über das, was die Welt im Innersten zusammenhält, gequasselt wird. Im Rahmen dessen Werte kundzutun, meint aber lediglich, Abgrenzungsformeln zu entwickeln, Es gibt keinen Wert mehr an sich, im Koordinatensystem der Denunziation gibt es nur eine Währung: Das Negativum. Die Gesellschaft demaskiert sich als eine der Destruktivität. Prägnant mutet in diesem Zusammenhang die schon lange anhaltende Hexenjagd auf fehlerhafte Dissertationen an. Es ist nur allzu offensichtlich, dass es den wütigen

Fehlersuchern weniger um Urheberrecht oder den wissenschaftlichen Ethos mit seinen Tugenden wie Ehrlichkeit und Sorgsamkeit geht. Vielmehr scheint es deren Ziel zu sein, politische Akteure bewusst zu kompromittieren. Natürlich, Guttenberg und Schavan mussten zurecht die Konsequenzen aus ihren zumindest schlampigen Doktorarbeiten ziehen. Unterstützt durch den skandaltriefenden Druck der Medienlandschaft, wurden sie aber auch regelrecht gestürzt und für eine erregungslustige Öffentlichkeit wie ein Opfer geschlachtet. So fühlten sich nicht nur all jene, die sich über die „Betrüger“ und heuchlerischen „Saubermänner/-frauen“ echauffierten, in ihrer eigenen Musterhaftigkeit bestärkt. Entscheidender mag unterdessen die Erkenntnis sein, wie wenig solcherlei Affären zu gesellschaftlichen Erneuerungen beitragen. Denn abgesehen von einigen universitären Verschärfungen der Überprüfung von Promotionschriften zog der allgemeine Aufschrei keinerlei produktive Debatte nach sich.

Dadurch stellt sich ein umfassender Mangel an Grundsätzlichkeit und Kritikfähigkeit ein. Da die Frequenz der Eklats ständig zunimmt, um die Öffentlichkeit bei der Stange zu halten, verkürzen sich zumindest aufkeimende Diskussionen zu polemischen Schlagabtauschen. In flimmernden Arenen gängiger Talkrunden werden sie von verfeindeten Erzkontrahenten ausgetragen, damit es natürlich richtig zur Sache geht.

In aktuellen Auseinandersetzungen um Einwanderung, Sterbehilfe oder Verschärfung der Prostitutionsgesetze sitzen sich zumeist Links und Rechts gegenüber. Um das Publikum nicht zu überfordern, wird auf jegliche Grautöne in sensibelsten Themenfeldern verzichtet. Dies hat zur Folge, dass auch die Gemeinschaft, der im Übrigen die Meinungsbildung gänzlich durch die scharfzüngigen TV- und Netz-Zerfleisungen abgenommen wird, mehr und mehr auch in Extreme zerfällt. Denn dem Skandal inhäriert prinzipiell, dass er nur funktionieren kann, wenn es enorme Fallhöhen und große Diskrepanzen gibt. Was verhandelbar ist oder einer weichen Ermessungssache gleicht, genügt nicht zur Erhitzung. Es braucht ein klares Opfer auf den Altären der Empörung, ansonsten bleibt die nötige Abgrenzung der Mehrheit aus.

Doch wie stabil ist eine Gesellschaft permanenter Aufregung? Was kommt nach dem völligen Höhepunkt (oder sollte man besser Tiefpunkt sagen)? Gehen letztlich alle Maßstäbe in einem Klima der Enthemmung, Denunziation und des Spotts unter, bleibt nur noch der Nihilismus. Von der großen Öffentlichkeit die Anstrengung zu einer neuen Ethik zu erhoffen, dürfte wohl utopische Naivität sein. Zumindest bedarf es aber eines Aufstands der intellektuellen Elite. Die Heilspredigten von einem „Mehr an Bildung“ können nur erfolgreich sein, wenn auch die Medienproduzenten, übrigens ihrerseits Teil dieser Elite, auch jenseits der Quoten und Auflagenzahlen sich ihrer Verantwortung für den sozialen Fortschritt bewusst werden. Es bedarf eines gemeinsam unter Politik, Kirche, Verbänden und Medienakteuren ausgehandelten Kodexes zur Wahrung der Würde des Menschen – unter allen, wenn auch noch so verurteilenswerten

Bedingungen. Aber Vorsicht: Wer darin schon einen Eingriff in die Pressefreiheit wittert, geht bereits dem nächsten, überflüssigen Skandalon in die Falle.

Die Gewalt der Transparenz

Überall ertönen die Rufe nach Transparenz; Doch die politische Salonvokabel muss spätestens seit „Prism“ und dem NSA-Skandal auf den Prüfstand

Gläsern soll die neue Welt sein, ein Paradies, wo jeder mit jedem vernetzt ist. Im Internet scheint der lange gehegte Traum von der offenen Menschheitsfamilie lebbar. Einst beschworen Skeptiker noch den Schutz der Privatsphäre, heutzutage werden fleißig Profile gepflegt. Mit allerhand persönlichen Fundus nährt der Homo Cyber das große Google. Der moderne Online-Mensch ist eben transparent und – wie man ihm vermittelt – damit der Vorzeigedemokrat der Zukunft. Bis zuletzt kam dabei auch keine Partei mehr umhin, sich das Primat der umfassenden Transparenz nicht in irgendeiner Form auf die Fahnen zu schreiben. Die Apologeten der Demokratie 2.0 predigten euphorisch: Transparenz sei ein Bürgerrecht.

Erst die Debatte um „Prism“, abgehörte Regierungschefs und die Sammelwut der Black Box NSA und Internetriesen ließen die Unkenrufe nach Transparenz ein wenig leiser werden. Denn zu viel des Guten kann, so zeigen die zahlreichen Datenaffären, vom Ziel der Grundrechtswahrung schnell ins Gegenteil umschlagen. Zwar mag man den amerikanischen Geheimdiensten bestenfalls noch zugutehalten, dass sie Informationen sammeln, um wiederum ihre nötigen Pflichten zu erfüllen – nämlich Terrorismus und Sicherheitslücken vorzubeugen. Aber nicht jeder Zweck heiligt bekanntermaßen alle Mittel. Und selbst die scharfzüngigen Ankläger der Datenkrake, die ansonsten stets auf mehr Transparenz in allen Fragen politischer Prozesse pochen, um dem Bürger zu seiner Kontrollfähigkeit gegenüber dem Staat zu verhelfen, geraten nun in die Defensive. Die Forderungen nach umfassender Einsicht in sämtliche Winkel des politischen Alltags dürften sich nun als Vorstufe der weltweiten Ausspähungen entpuppen.

Erst allmählich scheint sich zu bewahrheiten: Jedem Ruf nach Transparenz haftet – selbst in Demokratien – ein diktatorischer Unterton an. Wer auf Durchsichtigkeit in allen politischen und sozialen Kontexten insistiert, der strebt – gewollt oder ungewollt – eine Gesellschaftsform allseitiger Observation an. Denn auch eine strengere Überwachung, wie sie doch oftmals vehement für Gehaltslisten von Parteifunktionären und Abgeordneten eingefordert wird, schlägt potenziell in eine Atmosphäre der Denunziation um. Gleichzeitig bilden

sich aus der Blickdisposition des bürgerlichen Wächters Kategorien heraus, welche letztlich zur Einebnung von Individualität beitragen. Wenn wir auf Missstände ein Auge werfen wollen, so doch nur, um zu prüfen, ob die Geschehnisse tatsächlich unserem Wertekanon entsprechen. Was sich in diesem Regime des permanenten medialen Beobachtens und Beobachtetwerdens außerhalb der von der Öffentlichkeit getragenen Norm bewegt, fällt nicht nur auf, sondern wird gleichsam zur Anpassung, ja Uniformisierung gezwungen.

So benötigt und produziert die Transparenzlogik unentwegt objektive Kriterien, anhand deren sie uns vorspiegelt, die Wirklichkeit messen zu können. Aber wer soll sie bestimmen? Und was folgt daraus beispielsweise für das hohe Prinzip des freien Mandats des Abgeordneten? Natürlich, jeder gewählte Parlamentarier ist dem Souverän Rechenschaft schuldig. Dennoch ist er kein bloßer Professor, dessen Verhalten technisch determiniert wird, sondern ein Subjekt mit persönlichen Einstellungen, die gerade in Gewissensfragen keiner Kontrolle unterliegen.

Die Durchsichtigkeit aller Lebensbereiche, wie sie mit Facebook, aber auch etwa mit dem Programm der Piratenpartei verbunden ist, schafft keine schöne, neue Epoche der Freiheit. Indem manch einer für allumfassende Transparenz der Emanzipation wegen plädiert, errichtet er in dieser Rigorosität zugleich, wie der viel gelobte Band „Transparenzgesellschaft“ (2012) von Byung-Chul Han eindrucksvoll belegt, ein neues Gefängnis. Dieses ist ein äußeres, das zu einem inneren wird, eine Druckkonstruktion, die uns allzeit die Keule eines Rousseauschen *Volonté générale* vor Augen führt. Von der offensichtlichen, durch einen klaren Sittenkodex charakterisierten Überwachungsgesellschaft Foucaultschen Ausmaßes ist nichts mehr zu spüren. Die sozialen Hierarchien, die einst mit dem Hegelschen Gegensatzpaar aus Herr und Knecht funktionierten, gehören der Vergangenheit an. Durch die Gewalt der Transparenz hat sich der gegenwärtige Homo Cyber vielmehr einer selbstgesteuerten Knechtschaft unterworfen. Die externe Überwachungsmaschinerie, die allen voran durch soziale Netzwerke und deren selbsternannte Cyber-Utopisten in Gang gehalten wird, zieht sodann in unseren Denkkosmos ein und kristallisiert sich in einer inneren Stasi, in der Obsession, uns ständig selbst kontrollieren zu müssen, heraus.

Einerseits fühlen wir uns zwar ausgehorcht, durchleuchtet, fragen uns, ob nicht doch jemand bei unseren Einkäufen im Netz oder dem Online-Banking zusieht. Andererseits – und darin tritt das fatale Paradox zutage – sind wir selbst zu Komplizen einer neuen Aufmerksamkeitsgesellschaft geworden. Indem der suggestive Druck der Transparenz auf uns einwirkt, sehen wir uns dazu berufen, sämtliche Daten zu veräußern. Urlaubsbilder, Beziehungsstatus, Launen und Eskapaden – all dies findet sich auf Facebook-Pinnwänden wieder. Ordnet man sich diesem Trend der dauerhaften, persönlichen Veröffentlichung nicht unter, so gerät man ins Abseits. Die schlimmste Strafe besteht heute darin, nicht

dazugehören, nicht im Lichtkegel der medialen Personeninszenierung zu stehen. Jene Affinität zur Selbstaussstellung geht sogar so weit, dass sie indes von existenzieller Bedeutung zu sein scheint. Da sich ein Großteil des menschlichen Lebens inzwischen in virtuelle Weiten verlagert hat, ist auch das Menschenbild längst an eine Präsenz auf dem Bildschirm gebunden. Sich nicht in einschlägigen sozialen Foren zu bewegen, nicht selbst Teil der Darstellungsgemeinde zu sein, ist mit dem Verlust des Menschseins an sich verbunden. Die mediale Zeichenwelt hat die Realität gemäß Jean Baudrillard ersetzt. Wer demzufolge nicht den Übergang in die Cyberparadiese vollzogen hat respektive dort nicht ständig erreicht werden kann, ist schlichtweg nicht existent.

Byung-Chul Han sieht hierin insbesondere das ökonomische Diktat der Verwertbarkeit wirken. Gerade die großen Online-Konzerne, die uns scheinbar alles zum Nulltarif bieten – Nachrichten, Spiele und Unmengen an Kontakten – laden en passant zu ständigen Meinungskundgebungen ein. Die Surfer von heute „likern“ alle möglichen Produkte und liefern damit unbemerkt das Material zur Erstellung spezifischer Konsumprofile. Von der ursprünglichen Idee, durch umfassende Transparenz Freiheit zu ermöglichen, ist nichts geblieben. Stattdessen zielt die üble Fratze einer wirtschaftlichen Nutzbarmachung von Gedanken, Einstellungen und überhaupt jeglichem Seelengut die Paläste der Transparenzgesellschaft. Aufgrund des Interesses an leicht auswertbaren Informationsströmen arbeiten die Datenmogule an der Bildung von Mainstream und Norm mit, indem sie beispielsweise die Ergebnisse von Umfragen aus den „Like-Buttons“ öffentlich machen. Kein Zweifel: Die Transparenz kennt weder Ecken noch Kanten. Sie ist nur dort effektiv, wo keine Unebenheiten vorkommen.

Zur Wahrung unserer Autonomie bedarf es daher des Mutes zum Widerstand und einer inzwischen überfälligen Hinterfragung der Salonvokabel. Erst der Umkehrschluss aus einer wünschenswerten Transparenzskepsis läuft auf eine Gesellschaft mit Schattierungen und bewussten Graubereichen hinaus. Diese Diversität kann eine neue Stärke sein. Sie beherbergt Freigeister, Provokateure wie Opportunisten gleichermaßen. Nur dort, wo auch im Stillen – das gilt für das politische, wirtschaftliche wie private Leben unisono – noch Gedankengänge erprobt werden können, ohne sofort durch die Evaluierungsscanner von „Like-“ oder „Dislike-Buttons“ genudelt und abgeschliffen worden zu sein, kann Innovation entstehen. Ohne die Möglichkeit eines privaten Rückzugs hätten Garagentüftler und öffentlichkeitsscheue Genies wohl nie eine Chance gehabt. Die Transparenz bedingt Stillstand, sie leuchtet in unser Innerstes, bis wir völlig durchsichtig sind und nur noch das Nichts sich offenbart.

Im Verborgenen lag und liegt dem gegenüber immer schon der Inspirationsquell, weil es Melancholie und Aktivismus gleichermaßen beherbergt. Ein wenig Intransparenz macht das Leben also überhaupt erst spannend und vielschichtig.

Gleichzeitig bietet sie eine geschützte Zone des Austestens jenseits von Sanktion und Ausschluss. Selbst wenn wir es nicht gern hören, aber auch für die Politik erscheint ein solches Terrain trotz des NSA-Schocks unumgänglich. Insbesondere die Diplomatie und die bilateralen Staatenbeziehungen sind auf Verhandlungsspielräume angewiesen. Im Angesicht einer stets beäugenden Öffentlichkeit würde jeder politische Gesprächspartner alles dafür tun, sich keine Blöße zu geben. Die Fronten wären damit verhärtet und unbeweglich. Die Transparenz würde nichts außer dauerhafte Entwicklungslosigkeit hervorrufen.

Je mehr sich aber auch der Fortschritt unter der Maske von Fürsorge und Prävention der Idee der omnipräsenten Anwesenheit des Überwachers und der Nachvollziehbarkeit von Wegen und Handlungen des Überwachten verschreibt, desto enger wächst ein Korsett um unsere Entfaltung. Zu viel Transparenz verschließt die Türen nötiger Ab- und Umwege. Irgendwann werden Kinder, die in ihren Mini-Handys GPS-Chips haben werden, wohlmöglich keine Suchen nach Piratenschätzen oder geheimen Indianersiedlungen mehr unternehmen können. Denn Big Brother is watching you und weiß über ihre transportablen Flachbildschirme oder bald vielleicht schon durch die GoogleGlass-Brille verbotene Abbiegungen frühzeitig zu erkennen. Klar, auch die Verheimlichung von Affären und sonstigen Tabus wird schwieriger, wenn alle Wege allen bekannt sind. Aber wollen wir das tatsächlich? Dass wir mehr Transparenz in einigen demokratischen Strukturen, allen voran, was die Entscheidungsgänge auf der EU-Ebene anbelangt, brauchen, ist unbestritten. Doch um welchen Preis fordern dies die Anwälte der Transparenzgesellschaft ein? In jedem Fall um den des Geheimnisses – ein Wert, den gerade die digitale Revolution aus unserem Gedächtnis verschwinden lässt. Die sich immer weiter ausbreitende Pornografie im Internet mag dafür ein Indikator sein. Denn das Dispositiv der Transparenz, welches das Private zunächst inflationiert und dann auslöscht, entpuppt sich als pornoider Blick. Er stellt um der Entblößung selbst aus, er ist ein Blick, der allein die Oberfläche feiert und keinen tieferen Wert hervorbringt.

Angesichts solcher Erkenntnisse sollten wir beginnen, nachzudenken. Doch einige und insbesondere aus den Lobbygruppen um Google, Amazon und Facebook wollen derzeit nicht nur reines – und zwar astreines – Wissen über uns, sondern sie streben danach, es völlig zu kontrollieren. Trotz „Prism“ klingt Transparenz für manche noch immer zu verlockend. Aus deren Sicht darf niemand sich dem die Gesellschaft vor Heimlichtuerei schützenden Drang der Offenbarung widersetzen. Transparenz gilt für alle oder keinen, für alles oder nichts. Sich dem zu entziehen, heißt zukünftig schlimmstenfalls, das Misstrauen anderer auf sich zu ziehen. Das Netz hat schon vieles in dieser Hinsicht möglich gemacht und es wird auch morgen die Welt noch gläserner machen, als sie ohnehin schon geworden ist. Dagegen kleine Inseln der Intransparenz zu fordern, bedeutet somit wohl zunehmend, das Attribut des Kulturpessimisten mit sich